

# Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

erschint täglich

Halle a. S., den 27. Oktober

1921 / Nr. 242

## Die Bibel.

Von

Rarl Damm (Darmstadt).

(Nachdruck verboten.)

Heiliges Buch — zwischen Hunderten meiner Brüder fließt du so leicht, Schwarz ist dein Kleid, leuchtend die Worte: die Bibel, steht bei den lauten, bunten Büchern der Welt einjam, Drängst nicht, wartest auf die unruhigen Hände, Die dich durchblättern in Stunden feilscher Not, Und dann gibst du, heiliges Buch, das so unsehbar zwischen den Büchern steht, Herrliche Dichtung, die je auf der Welt ward geschrieben, Schmeichelt mit dem Sucher deiner erhabenen Worte, Die heilig bleiben in aller Ewigkeit, Wirst ihm Befreiung und Jubel, heiliges Buch aller Bücher, Reicht dich das Schicksal, siehst du wieder iras im Regale, Wartest und wartest, bis Sorge kommt, die dich dann ruft.

## Klassiker.

Schreibst du

Hans Schipper, (Bremenhaven).

(Nachdruck verboten.)

Worte.

Es war eine stillige Julinacht. Die Mondlicht hing kühl wie ein zerbrochenes Amethyst. Blinder Jasmin duftete zerfallen. Glieder schimmerte in alabasterweißen Traubeln. Stolz leuchteten die Kerzen der Edelkastanien... Sommernacht... Sie saßen in der Laube — Hand in Hand. Er fand andere Worte. Vom Lieben und höchsten, vom Schönen: Gott und Liebe und Weis und Ewigkeit. Und sprach die Worte aus „Tosquato Tasso“: „Der blaue Himmel ruhet über uns.“ Sie schweig. „Nun?“ fragte er endlich. Da sprudelte es heraus wie eine verhaltene Quelle: Wissen Sie, worin die Gerächtsrätin. Schredliches Parfüm. Und der die Herr, der neben mir saß. Dieses Benehmen.“ Sie schüttelte sich. „Und die Dame mit dem roten Kleid. Haben Sie die gesehen. Einfach fürchtlich. Die geht mir nicht aus dem Kopf.“ „Nun, siehst du nichts mehr ein...“

## Bestreuen.

Man spielte die „Reinhold“ mit seltener Größe und hinreißender Schwung. Lautlose Stille herrschte im Saal, an dem die Lautlose das dichteste Gesez der Offenbarung des unerschöpflichen Welters. Da — gegen Ende des Schlußsatzes — flüsterte die als hochmütig bekannte junge Frau ihrem Gatten zu: „Ich glaube, wir können morgen zum nächsten des Erdbebens gehen!“ ... Dann schaute sie wieder auf die Symphonie mit einem ganz verklärten Gesicht, als wolle sie sagen: Himmel!

## Leistung.

„Na, was meinst du, Irma — gehst du am Freitag mit in die „Sings-Berlin“?“ „Galt mir ein. Erna geht zum Tanzstüchgen des Theater-orchesters „Altenia“.“

## Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von

Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Der Umstand, daß Tante Ottilie schon mit zwei Männern fertig geworden war, schredte ihn nicht. Die Frau, deren Temperament zwei Männer bewältigt hat, graut schließlich an den dritten, der sie bündigt, denn es gibt eine Gerechtigkeit. Es gibt eine Gerechtigkeit, und Reinhold Knecht hätte sich als das Tretmühlorgan, dessen sich die Vorsehung bediente, um Tante Ottilie zu ruinieren. Es gibt Strafen, die wie Belohnungen aussehen, und das sind gerade die härtesten. Oder schlagen die Götter nicht den, den sie verderben wollen, zuvor mit Blindheit? Tante Ottilie jedenfalls sah in dem Kandidaten den letzten Mann, der noch Ideale hatte. Und doch konnte Reinhold Knecht nur ein Ideal, nach dem er strebte, und das bestand in einer gut gebatrenen Gans. In einer gut und knuiprig gebatrenen Gans, die er essen konnte, ohne sich Sorgen darüber machen zu müssen, wo er sie bezafelen konnte. Wenn jemand entschlossen ist, den Schritt zu wagen, den er nur vorwärts, nicht aber wieder auch zurück tun kann, dann legt er, wie bei einem Begräbnis, seinen schwarzen Frack an. Das tat Reinhold Knecht. Und er tat noch ein übriges, indem er eine weiße Reize in das Knopfloch seines schwarzen Fracks steckte. Die Reize seines Gesichtes aber stimmte er auf festerlichen Ernst ab. Das, was er dachte, war ja auch wirklich kein Spaß. „So herrliche, Herr Kandidat?“ fragte Tante Ottilie unter Eröden. „Bringen Sie mir etwas Gutes?“ „Etwas Gutes.“ antwortete Reinhold Knecht, „möchte ich mir nur holen: nämlich Sie!“ Er war nicht der Mann, lange Umstände zu machen, nachdem er einmal wußte, daß seine Kräfte bei der Tante Ottilie mindestens so auf standen wie die bei Tante Ottilie

„So. Und da siehst du den Tangabend vor. Da siehst man wieder.“ Sie überlegte: „Ist das der Gefing, der den „Baafoon“ geschrieben hat?“ „Ja.“ „Hm.“ Sie lächelte überlegen. „Den hab' ich schon angefangen. Furchtbar langweilig. Also du befehlst mir?“ „Ja, ich gebe in die Leistung-Berlin.“ „Du siehst diesen Menschen also mit vor. Gut. Leb' wohl!“ Sie nickte hinaus. Und aus war es. Erund er sah das Ende seines Freund. Der lobte ihn wegen seiner Kraftigen Gesinnung. „Ne Neistliche Bestimmung...“

## Die Vogelfarm.

Ein Kleinod.

Von

Etto Stoessl.

(Nachdruck verboten.)

Man sprach von den bekannten Größen der Menschheit. Da erzählte ein vielgeleiteter Mann: „Bei meinem Aufenthalt in Brasilien löste ich eine Zeitung in einer schönen, hohen, inmitten einer großen Waldes, bei geliebten, süßen Leuten. Morgens starrte ich mein Pferd und ritt einen ausgetretenen Fied in den Wald hinein. Da ich am ersten Tage oftmals geritten war, — das Sträflin schien ebenso gut und weit in die entgegengelegte Richtung zu führen — kam ich nach etwa einer Stunde zu einem ganz verlassenem schwarzen Hofpaar, das eigentümlich traurig erschien. Aber es lag in einem wunderbaren Gauer. War nämlich der Wald ringsum auch ziemlich laut, aber mühsam beliebt durch allerhand Getreid großer und kleiner Tiere, wobei die größeren Vogelstimmen von den größeren gebet wurden, so überdies hier allein die heftigste, einseitige Vielstimmigkeit allen Klang der Umgebung. Es war, als fängen Hunderte oder Abgel in einem Vetterler ammutigen Gesangs. Dabei brach je und je eine besonders herrliche Stimme mächtig hervor wie ein unfaßbarer Jubel oder wie Geber, Klage, Werbung oder einsame Freude. Dann schweig dieser Laut wieder oder wurde von unzählbaren anderen verschlungen, die nach einer Weile abermals von einer neuen einzelnen Stimme aberwärtigt wurden, die sich in unbeschreiblicher Herrlichkeit erhob, gleich der Sonne aus einer gewaltigen Morgenröte. Tausende Abgel schienen ein wogendes Meer von Klang um eine Stimme auszubreiten, die darin schwelte und sich hingob. Ich konnte umdauern lauschen, ohne daß dieses Wunder aussetzte. Aber ich mußte es bald zurückzöhen. Heute ist mir also lange genug errent, so ritt ich heim, um bei Anbruch der großen Tageshellig ruhig auf der Beranda liegen zu können.“

Eines Abends fragten mich meine Gastfreunde, warum ich denn immer nur nach dieser einen Richtung ausreite, gegen Westen käme ich an eine ganz herrliche Stelle mit freier Aussicht auf hohe Berge und mit mächtigen, alleinschwebenden Baumriesen, die mich besonders entzünden würden. Ich antwortete, mich zöge das einsame Hofpaar immer wieder an, um seines unergößlichen Tönens willen, denn ich hätte noch nie und nirgends einen so unerfährlich höflichen Klang vernommen, der mit jeder Luft erpäre, anders zu sehen bei ihrer Bank. Kurz entschlossen bot er der geborenen Aman, geschiedenen Weißhütel, wieder verehereiten Kranz und nunmehr verzinneten Aman-Kranz seine Hand und seinen Namen an. Obwohl mir daran vorbereitet, spielte Tante Ottilie doch die Ueberrastete, und da es schon der dritte Heiratsantrag war, den sie bekam, so spielte sie auch gut. Ihre janzte Hölde wimmelte sich in interessanten Bläße, und durch ihre Götter ging jenes selige Zittern, das jungen Mädchen so gut steht. Reinhold Knecht, der befreundete, sie konnte ihn auf den Schoß fallen, doch ihr vorfichtshalber rasch einen Stuhl unter. „Ich danke.“ hauchte sie verächtlich. „Heißt das, daß Sie wollen?“ fragte Reinhold Knecht mit sachlichem Ernst. „Sie überumpeln mich, Herr Kandidat.“ flüsterete Tante Ottilie, „obwohl ich nicht leugnen will, daß, — ja, obwohl ich nicht leugnen will, daß ich schon seit längere Zeit fühle, — fühle — —“ „... daß ich Sie liebe!“ ergänzte Reinhold Knecht resolut. Tante Ottilie senkte schämig die Augen. „Ich bin nicht mehr die Jüngling, Herr Kandidat.“ „Das nicht.“ plätschete ihr Reinhold Knecht bei, „aber Sie haben etwas, das —“ „Fas ich nicht habe,“ hätte er gerne gesagt, „nämlich Geld!“ Er unterdrückte das aber, um fortzufahren: „... das ich gleichfalls zu besitzen glaube, nämlich Geist!“ „Da, den haben Sie!“ rief Tante Ottilie aus. „Und noch dazu ein zweites: nämlich Gewisheit! Und Götter und Gewisheit, das sind zwei Eigenschaften, die ich an Männern über alles schätze... Deshalb glaube ich auch, daß ich glücklich mit Ihnen werden könnte, Reinhold!“ „Ottilie!“ sagte Reinhold Knecht nicht ohne Gefühl. „Du! Ich bin dich hundertfach verheiratet von Tante Ottilie anrid.“

und Neues zu suchen, Vielmehr wünschte ich nichts, als ihm immer wieder aufzufuchen und recht aus Herzensgrund zu genießen. Darauf entstand ein merkwürdiges, verlegenes Schweigen unter der Heiligkeit, das nachgerade beinlich wurde. Die Damen senkten die Köpfe und ich konnte mich nicht erklären, imwiefern ich etwa durch mein Gespräch irgendwelche Gefühlsverletzung haben möchte. Nach einer Weile sagte mein Gajfreund leise: „So müssen Sie denn nichts von der Vogelfarm? In diesem Hofpaar sind die Hände ganz mit kleinen Käfigen besetzt. Dorthin sperrt man die gefangenen Kolibris und andere Singvögel mit herrlichem Gesieder ein. Aber man füttert sie nicht, damit sich ihre Eingeweide ganz entleeren und läßt sie allmählich verhungern, bis sie tot von den Stangen fallen. Einmal höchstentlich kommt dann der Vogelmeister hin, um die Leichen auszunehmen, die leicht herangezogen sind und nach Europa geschickt werden zum Aufstich. Das Sie, lieber Freund, so herrlich singen gehört und für Jubel, Verdamm, Glück oder selige Klage gehalten haben, war nichts anderes als der Sammer eines sterbenden Tieres, das um Nahrung bettelt, um ein Körnchen Futter.“ — Seitdem konnte ich nicht mehr zu dieser verfluchten Stelle reiten. —

## Das Recht auf die ewige Ruhe.

Von

Georg Streliser (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Eine Wade im bürgerlichen Gespräch macht mir Kopfzerbrechen. Zuerst empfind ich sie nur ganz unklar, aber dann wurde mir immer banger und jetzt — jetzt beherrscht mich schon ein dumpfes Grauen, eine heillose Angst, die ich nicht mehr los werde. Und das kam so: Überall, wohin ich jetzt komme, in Gesellschaften und Jirkeln, wird man nach nach oder Geflogenheit anfangs mit Tee und Gebäck erwidert und gelacht. Dann beprägt man den neuesten Klatsch und die letzten Theaterpremiere, woschelt mit den Damen liebenswürdige Komplimente. Ich sitz vor einem halbunfähigen Diktator dankte Berle resignieren oder lauscht der fangensollenden Lächer des Pauzes. Schließlich laßt man. Das ist ja das höchste Programm. Ich will nicht behaupten, daß es sehr reispoll oder gar abwechslungsreich ist, aber dafür wird man ja mit Tee und Kuchen bewittet. Wenn jedoch die Witternachtsstunde heranrückt und die gewisse Stimmung durch die Räume buftet, dann setzt man sich um einen runden Tisch, legt die Hände auf die Platte, dreht das elektrische Licht ab und verlegt sich auf die Geisteserhebung. Regelmäßig ist ein besonders geeignetes Medium dabei, das zuerst schauert und dann stiller wird und dann wieder schauert. Und so wartet man. Jeder bleibt tief in sich versunken und denkt angestrengt nach. Hiermit eröhnt je nach Wunsch und Befehr der Geist Beethovenes, Mozhamms, Bizsmars oder sonst einer normals bedeuenden Persönlichkeit, um mit dem Medium eine Unterhaltung anzufangen. Sie verständigen sich durch Kopfnitte und das klingt unheimlich schauerlich. Nachher werden die näheren Bekannten, die kurz vorher das Zeitliche geknagt hatten, heraufgeführt und müssen aber die intimsten Dinge aufklärung geben. Und so geht es Nacht um Nacht. Nun kann ich es wohl begreifen, daß man neugierig ist, was die Herrschaften aus dem Jenseits zu sagen wissen, aber andererseits, wenn ich bedenke, daß ich einmal tot bin und von jeder z-hell-ben Berliner-W-Dame aus meiner Grabesruhe herooergeheucht werden kann — nein, der Gedante ist mir lächerlich. „Du!“ sagte nun auch Reinhold Knecht, indem er nach Tante Ottilies Hand hauchte. „So ist es also wahr, — ich darf hoffen —“ „Vielmehr, er mußte fürchten. Und kaum empurden, wurde die Furcht auch schon zur Angst. Und die Angst war nicht grundlos. Denn Tante Ottilie sog dem Kandidaten plötzlich in den Hals! Der Mensch hat es vielfach nicht leicht. Aber Reinhold Knecht, der im Leben schon viel Schweres durchgemacht hatte, überwand auch die Schrednisse des ersten Aufses, den Tante Ottilie ihm verlegte. Als hätte er etwas sehr Gettes gegessen, wüchte er sich mit dem Kermel seines feierlichen Frades den Mund, schmeigte sich dann trompetenhaft und holte tief Atem. Es war vorbei. Kluge Menschen pflegen auch Gesprächsabschlüsse mit Formalitäten einzuleiten, die Geißel atmen und Zmigkeit ausströmen. Ueber die Einleitung war Reinhold Knecht nun glücklich hinaus. Er ging zum Beweistlichen über. „Ich bin arm,“ sagte er schließlich. „Ich habe, rein äußerlich betrachtet, eigentlich nichts, Ottilie, was ich dir bieten könnte.“ „Du bist reich,“ verlegte Tante Ottilie, „es wird für uns beide reichen.“ „Wird es das?“ fragte Reinhold Knecht. „Ich heiße jedesjahrtausend Mark jährliche Rente,“ flüsterete Tante Ottilie ihm auf. „In Industrieapieren?“ „In preußischen Konfols.“ „Ich finde, daß du dich außerordentlich, gut konzentriert hast,“ sagte Reinhold Knecht ganz unvermerkt. „Fasst wie eine Dreißigjährige siehst du aus!“ „Ich,“ lehnte Tante Ottilie geismelnd ab. „Wirklich?“ schmor Reinhold Knecht. „Aber was ich noch bemerken wollte, — preußische Konfols sagtest du doch?“ „Na, preußische Konfols.“ „Und jedesjahrtausend Mark jährliche Rente?“ „Sechsjähriges Barz,“ nicht Tante Ottilie.

So lange ich lebe, lasse ich mit allenfalls die Willen be-  
stimmungen, denen ein Staatsbürger ausgeführt ist, noch gefallen.  
Ich habe nämlich meine Steuern, welche mich überall erbnungs-  
gemäß politisch an, letzte jeder beherrschenden Vorladung Folge,  
ertrage auch sonst mit Geduld alle Schlägen des Daseins, immer  
in der Hoffnung, daß nach meinem Tode mir das Recht auf die  
eigige Ruhe wenigstens bis zum jüngsten Tag gesichert bleibt.  
Wenn ich einmal gestorben bin, dann will ich auch meine Ruhe  
haben. Diese Sicherheit muß ich haben, sonst fruchte mich das  
ganze Leben nicht mehr. Ich vermisse aber in bürgerlichen Ge-  
schäften einen betriebligen Paragraphen, der mich vor unbesetzten  
Jahren im Lebensfalle schützt, der mit meine Seelenruhe  
garantiert. Vielleicht findet sich ein edler Abgeordneter, der  
meine Ansprüche zum Gegenstand einer Reichstagsinterpellation  
macht. Ich verlange doch nur das, was mir zukommt, wenn ich  
einmal, wie ich hoffe, glücklich entschlafte. Meine Ruhe will  
ich dann haben — es das Recht auf die ewige Ruhe!

### Telephonzauber.

Von  
Herrn Kindtshausen.  
(Nachdruck verboten.)

Sie konnten sich seit zwei Jahren, der Beamtin eines  
Berliner Großhandelskaufes und die Beamtin der Filiale  
dieses Hauses in München. Sie konnten sich so gut, wie sich  
zwei Menschen nur zu kennen imstande sind, und dabei hatten  
sie sich noch nicht gesehen. Die Photographien, die im Laufe  
der Jahre gewechselt wurden, gaben ja gar kein richtiges  
Bild. Sie hatten sich aus ihren Gesprächen und zeitweisen  
Briefen ein ideales Bild voneinander zurecht gemacht. Er  
wußte genau, wer ihre Eltern waren, wie lange die Schwei-  
ger seiner Telephonrechnung gedauert hatte, wie ihre Jugend  
verlaufen war, daß sie bereits einmal verlobt gewesen war,  
ihre kleinen Söhne und Freuden, er kannte sie. Und ihr ging  
es genau so. Es gab schließlich keine Geheimnisse zwischen  
ihnen. Es war so weit gekommen, daß sich die beiden  
Leuten gelegentlich miteinander vertrieben. Risse wurden ge-  
tauscht, heiße Liebesorte gewechselt, alles nur durch den  
Draht. Durch das Telephon bei dem täglich dreimal sich  
wiederholendem Gespräch der Berliner Zentrale mit der  
Münchener Filiale. Wenn die geschäftlichen Mitteilungen vor-  
bei waren, dann bildeten einige Minuten über, die doch  
ausgenutzt werden mußten. Münchener wurden die Gespräche  
auch aberflüchtig, bis das Amt trennte. Es lag ein eigen-  
artiger Reiz in diesen, eigentlich verbotenen Privatgesprächen  
der beiden Menschen. Schließlich kam es zu einem Getrats-  
amtungsgespräch. Der Mann in München mit freudiger Zu-  
stimmung beantwortete wurde. Jetzt wurden die schriftlichen  
Ergänze häufiger, aber ausföhlend waren doch die mündlichen  
Auseinandersetzungen. Doch, wie es auch in normalen  
Verhältnissen der Fall ist, so war es auch hier. Kaum hatte  
München etwas vom Getratsamt gehört, da wurden die Risse  
seiner und praktische Ermüdungen traten an ihre Stelle.  
Eigene Debatten, die weit über normale Gesprächsgegen-  
stände gingen und sogar einmal bei der Kontrolle aufstiegen, wurden  
über die Ausstattung, über den künftigen Wohnsitz und derglei-  
chen mehr geführt.

Da kam der Sommer und mit ihm der Urlaub. Der  
Bräutigam in Berlin hatte plötzlich Anspruch, berechneten  
Anspruch auf einen vierwöchigen Erholungsurlaub, und sie in  
München hatte es so eingerichtet, daß ihr 14tägiger Urlaub  
in die gleiche Zeit fiel. Es schieden noch drei Wochen bis  
zum beiderseitigen Ferienbeginn, aber noch nie waren die  
Telephonate so lang gewesen, wie in dieser bedeutsamen Zeit.  
Er kam — das wurde als selbstverständlich betrachtet —  
nach München, und sollte sich dort der Mutter seiner Tele-  
phonbraut vor. Dann sollte es eine kleine, aber seine Ver-  
lobung geben und dann ging ins Gebirge, an den Tegel-  
bergen, nach Schliersee oder sonstwohin, wo es schön war. Die  
Schwierigkeit würde dann erst richtiggehend ausgemacht werden.  
Es war's beslossen.

Und eines Tages sollte der D-Tag Berlin-München  
abends um die elfte Stunde in die hellerleuchtete Bahnhofs-  
halle des Münchener Hauptbahnhofs. Ein kleines, dieses  
München in der dritten Klasse entnahm seiner Reisetasche  
eine weiße Hofe, die sorgfältig im Knopfloch des hoch-  
eleganten Straßenzuges besetzt wurde. Die kurzschäftigen  
hellblauen Augen blinzelten durch ein Paar schwarze Augen-  
gläser, und der guttübende Anzug konnte eine gewisse ab-

norme Beschaffenheit der Seine, die man „Intimität“ nennt,  
nicht verdecken. Auf dem fröhlichen Paar thronte ein un-  
schelmischer, aber treuer und moderner Hut.  
Auf dem Bahnhofsplatze wandelte schon seit geraumer Zeit  
eine junge Dame auf und ab, die im Stillsitzen des Standes-  
liebdes eine bestimmte Pose befestigt hat. Ein festes Mäntel-  
ner Wädel, den sie auf in den dunklen Augen, die oftmals  
zu einer Reihe Freundinnen hinüberblitzten, die sich, den  
kommenden Ereignissen mit ungehöriger Reugier entgegen-  
sehend, hinter einer Säule verborgen hatten. Das war die  
Dame vom Telephon, die auf ihn, den Dicken mit der weißen  
Hofe wartet. Sie wollten sich ja betreten. Die Rosen waren  
als Erkennungszeichen abgemacht. Wenn er auch ein Kreuz  
war, er konnte ja so lieb schreiben und hatte eine so schöne  
Stimme! durchs Telephon. Und sein Bild war ja auch ganz  
sauber. 25 Jahre war man ja auch schon alt, warum sollte  
auf diesem ungewöhnlichen Wege nicht auch einmal ein  
ordentliches, rechtliches Mannsbild zu kriegen sein!

Und plötzlich bemerkten sie sich, die rote und die weiße  
Hofe. Ein suchender Zug der Entschlossenheit glitt über  
die Wangen der beiden, der Augen mühevollen eine  
Stunde lang mit einer gewissen Behutsamkeit, und dann gingen  
sie aneinander vorbei, vorbei, um sich nicht wiederzusehen.  
Der Mann aus Berlin schaute. Das war ja eine Bäuerin!  
Nicht einmal durchbrochene Strümpfe! Und genagelte Schuhe,  
und keinen Hut, und keine Handschuhe. Wie ein Dien-  
städchen und nicht einmal eines aus Berlin W., sah dieses  
Mädchen an.  
Und hinter der Säule verborg plägte ein Dämon aus vier  
jugendlichen Köpfen. Wutrot wie ihre Hofe trat die Dame  
aus München zu den Freundinnen. Sie hatte Tränen in  
den Augen. „Ich hab' ihn ja auch nicht gefaßt!“, seufzte sie.  
„Er war ja förmlich derhinsten, wie er mich gesehen hat.“  
Verlegen schallte es noch vier Wochen von Berlin nach  
München: Sie waren aber nicht auf dem Bahnhofsplatze, gnädiges  
Friedrich. Und ich habe drei Stunden gewartet.“ Man konnte  
die schändliche Lage bis München fühlen. Und offen kam es  
zurück. „Wir werden uns wohl gegenseitig nicht gefaßt  
oder übersehen haben. Kein Wunder in dem Menschen-  
gemisch. Es war ja förmlich in diesem Sommer, der  
Fremdenverkehr!“  
Und vorbei war es mit dem Jogh.

### Praktische Winke.

Von  
Geheimrat L. Gille (Magen).  
(Nachdruck verboten.)

Sei höflich und liebenswürdig gegen jedermann.  
Es gibt Menschen, die gegen gewisse Personen, z. B. ihre  
Vorgesetzten, ihre Arbeitgeber, ihre Dauernden, ihre Dienst-  
renten: u. v. m. ausgesprochenen Feindschaft und Lebenswürdigkeit,  
wenn nicht gar Unterwürdigkeit sind, während sie im Gegen-  
satz dazu gegen ihre Untergebenen, ihre Angehörigen u. v. m. einen recht  
unliebenswürdigen Ton anschlagen, wenn nicht gar groß und  
herrlich sich benehmen. Der Kaufmann ist gegen Kunden, die viel  
kaufen und gut zahlen, die Feindschaft und Zuortommenheit  
selbst gegen seine Leute, die nur wenig kaufen oder gar, ohne gekauft  
zu haben, sich entfernen, oftmals brummig und verdächtig.  
Wir sollten aber gegen je d e r m a n n höflich sein und nicht  
nur, wenn wir uns Nutzen von demselben versprechen; sondern  
aus Menschlichkeit und Nächstenliebe. Das ist die wahre Ge-  
sellschaftlichkeit, die nicht nur der Gebildete, sondern auch der  
schlichteste und einfachste Mensch ausüben kann.

Hast du jemand ein Unrecht getan, so gib es sogleich, zu und  
biete um Verzeihung.  
Es kommt leicht in unserm Ohr, daß man einem Menschen,  
den man sonst liebt und achtet, einem guten Freunde, ja selbst  
einem Familienangehörigen einmal, wenn auch nicht absichtlich,  
Unrecht getan hat und ihm dadurch betrübt und trübt. Da soll  
man, sobald man erlirnt hat, da man ihm Unrecht getan  
hat, ohne Zaubern es einsehen und sich um Verzeihung bitten.  
Dann entsteht keine Entfremdung oder gar ein tiefer gehender  
Riß in den herzlichsten Beziehungen. Der Andere wird einsehen,  
daß man ihm nicht mit Willen hat wehe tun wollen, verzeihen  
und dem Neuen von neuem seine Liebe und Verehrung zu-  
wenden.

Als deiner Freunde keinen lauten Ausdruck, wenn du andere  
damit verletzest.  
Gewiß sollen und können wir auch äußerlich zeigen, wenn  
uns eine Freude widerfahren oder ein ungewöhnliches Glück  
zuteil geworden ist. Wenn aber schon lärmende Kundgebungen  
der Freude überhand nehmen, so ist es geradezu verfehlt,  
sich Freude laut zu äußern, wenn man nicht eben dadurch ver-  
dacht kann, daß man sich über die Freude erhebt. Es hat sich ja  
das kann Freund um dieselei besonders gute Stelle verdienen,  
bekommt sie, er geht leer aus. Du hast das Examen glücklich  
bestanden, dein Kommilitone ist durchgefallen usw.

### Literatur.

Gedichten eines Unpolitischen. Stille, seine Bücher sind  
jeden Genossen. Der Rhythmus unserer Zeit... man braucht  
den Satz nicht zu beenden; jeder füllt, wie ausgeredet die  
Wellen schlagen, und daß in jedem Abschnitt aus Wortlaut  
wid in den Jügeln bäumt, ist mehr oder weniger selbstver-  
ständlich. Aber es gibt Dafen. Um Grisen-Verlag Ad. Heine (Mit-  
telhainhausen) läßt der junge Bremer Dichter Wilhelm Bredes  
ein Novellenbändchen erscheinen, dem keine, absolut keine Novell-  
kriegszeiten anhaften. Es heißt „Liebesgeschichten um ein  
Kloster“, blüht, gestaltet von abgehalteter innerem Erleben  
und hat — ungefahr, ins Niederländische gewendet — den  
Ton, die natürliche Wärme, die bei Kaiser Maria Rille groß  
uns anhaft. Diese drei Erzählungen schrieb ein Unpoliti-  
scher. Bredes kennt nicht das Gelehrte auf hohen Schulstufen,  
er vernimmt jede auch nur im geringsten merkbare Fälschung,  
schlößt keine Flammen und ist doch Feuerbeizt, strömt einseitig  
Empfinden. Ueberhaupt rinkt in Form. Genossen ausgereit  
trübt seine Geist der Erfüllung entgegen. Einer militärischen  
Rakete Chronik entnimmt er die Katastrophen, durchschlößt sie,  
macht aus weitaufgeklärten Kommentierungen ein Kunstwerk. Nicht  
immer zwar ist ihm das so gelungen wie im ersten Stück:  
„Gotharina“, dem handlungsarmsten, aber stimmungsvollsten.  
Die Geschichte fließt wundervoll eben, zeigt seltene Geschlossen-  
heit, und will man einen Beweis für die Dichterschaft des  
Verfassers — hier findet man ihn. Etwas zu breit geraten  
dünnt mich, „Des Grafen Johannes Liebe“, doch ist der Stoff,  
die doppelte Handlung des Mittelalters, mit daran schuld. Es  
soll gründlich motiviert werden, und es wird dann zu gründ-  
lich motiviert. Sehr hart wieder, „Die sichere Weisheit“, in  
der Handlung mehr geschlößt als all die anderen Novellen  
und deshalb in der Aneinanderreihung nicht ganz so waldert wie  
die Erzählung vom Grafen Friedrich und seiner Catharina.  
Zum Schluß, „Das weinende Muttergottesbild“, eine Vignette,  
die ihrer Art gewiß ein Meisterstück ist, gegenüber  
den rein novellistisch gefärbten Stücken. Inmitten ist die Frie-  
digung des Mönchs Willius ist groß und ohne Wägen ge-  
halten. Der Gesamtindruck: ein Kömner von unalltäglichen  
Ausmach, ein Mensch von so bedeutender Empfindungsstärke,  
daß wir uns an ihm nähren können. Das Buch wird seinen Weg  
machen.  
Victor Klages.

Gedichte der Reduktion. Eine erste Einführung. Von  
Dr. Adolf Damach. Verlag G. Fischer, Jena.  
In unserer Zeit hat die Reduktion im Beruf und im öffent-  
lichen Leben eine Bedeutung, wie bisher nie in deutscher Ge-  
schichte. Da ist es von größter Wichtigkeit, daß unser Volk  
ein, Echtes und Unerkates auf diesem Gebiete zu schreiben.  
Damach's neues Werk „Die Geschichte der Reduktion“ ist  
das erste, das einen solchen Versuch unternimmt. Er prüft  
an den großen Rednern der Vergangenheit, was sie gewollt  
und erreicht, wie sie Erfolg erlangten haben und wie sie im  
jüngsten betrogen werden konnten. Stets aber ist die Darstellung  
durchgängig von der heiligen Begeisterung des Lesers, der den  
Dingen durch ihre äußere Hülle hindurch auf den Grund  
des Herzens und in die inneren Tiefen der menschlichen Seele  
dringt. Die letzte Moral aller Geschichtsbücher, die  
dieses Redens weiterverbreitet, „Geschichte der National-  
ökonomie“ legt auch dieses Buch bewußt nichts voraus und er-  
schließt aus dem großen Geiste nur das, was der staats-  
bürgerlichen Bildung untrübsames Anrecht hat. Das Werk  
wird ein. Jedes Wortausmaß eines Vereins, jeder Ge-  
meindevorsteher, jeder Politiker, jeder Staatsbürger, der teil-  
nehmen an dem Leben unserer Zeit, wird dieses Buch willkommen  
heißen. Zu des Verfassers bekannter „Schrift“, „Vollständige  
Reduktion“ bildet dieses neueste Werk gleichzeitig die wertvolle  
Ergänzung.

Zu beziehen durch die  
Goethe-Buchhandlung Halle a. S.,  
Gr. Ulrichstraße 63,  
Fennrl 4220 u. 1638

„Verzeih“, hat Reinhold Knecht, „ich muß wirklich,  
— ich kann nicht anders.“  
„Wahrhaftig, er mußte wirklich, er konnte nicht anders.  
Er mußte Lante Ottlie noch einen zweiten Kuß geben.  
Diesmal einen, nach dem Lante Ottlie sich den Mund  
abwischen mußte, so jetzt war der Kuß gegeben.“  
Lante Ottlie war feig. „Du bist recht leidenschaftlich“,  
bemerkte sie verächtlich.  
„O nein. Wir ist ja, als ob ich unter deinen Küßen  
wieder jung würde, — ganz jung.“  
„Wir auch“, befähigte Reinhold Knecht. „Ja, mir  
kommt es so vor, als ob jetzt erst mein richtiges Leben  
beginnen sollte.“  
„Nicht du mich?“  
„Ganz unfeig.“  
„Wir wollen bald Hochzeit machen.“  
„Sobald als möglich“, rief Reinhold Knecht aus.  
„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Jeder Tag ist kostbar.“  
Und wie kostbar war jeder Tag! Der Kandidat hatte  
schon Kleiner und Notizbuch aus der Tasche gezogen und  
rasch gerechnet. Sedzigtausend Mark Rente im Jahre, —  
was machte das pro Tag? Er hatte es schon! Es machte  
hundertvierundsechzig Mark und fünfundsiebzig Pfennige  
pro Tag! Die fünfundsiebzig Pfennige wollte er gern  
täglich einem Armen schenken, die vierundsechzig Mark  
überließ er Lante Ottlie, — aber die hundert Mark  
pro Tag, die befehlt er für sich!  
„Du Teufel!“ seufzte Lante Ottlie und zerschloß fast  
in Bitterkeit.  
„Du Rostbräun!“ murmelte Reinhold Knecht und gab  
ihre entschlossen auch noch den dritten Kuß.

„Gestatten Sie, Miß Flora“, jagte Onkel Theodor,  
„daß ich Ihnen hermit meinen Reffen vorstelle: Herr  
Stillfried Aman, Student der Medizin!“  
Stillfried verbeugte sich ängstlich.  
„Und das, lieber Stillfried, — das ist Miß Flora,  
die berühmte Vödenbänderin!“  
Miß Flora vernichte sich gleichfalls. Dabei schloß sie  
sie. Allein auch ihr Äugeln war nicht imstande, den  
krengend, gelächlichen Ausrud ihrer Augen zu mildern.  
Es trog einem unwillkürlich ein gelinder Schauer über  
den Rücken, wenn sie einen ansah.  
Stillfried trochren mehrere gelinde Schauer über den  
Rücken. Trochren erwirbete er das Äugeln Miß Floras  
und hob das gefüllte Sektglas, um mit ihr und Onkel  
Theodor anzuknischen.  
„Auf Ihre Schönheit!“ jagte Onkel Theodor.  
„Auf Ihren Mut!“ jagte Stillfried.  
„Auf Ihre Jugend!“ jagte Miß Flora, Stillfried zwar  
freng, aber doch voll Wohlwollen zuziehend, wie einem  
armen Jungen, dessen sie sich annehmen wollte.  
„Der Arme hat seine Liebste verloren.“ lachte Onkel  
Theodor, „denken Sie sich, Miß Flora!“  
„Und ich“, jagte Miß Flora, indem sie Stillfried mit  
ihren harten Augen fast durchschoßte, „habe jedoch meinem  
Bräutigam den Laupatz gegeben.“ Sie kommen mir  
gerade recht! Und Sie gefallen mir!“  
Onkel Theodor strahlte.  
Stillfried aber war sehr blaß geworden. Er dachte  
daran, daß Miß Flora einen Verzeihungslumpen zum  
Bräutigam hatte, und er wünschte sich mit einem Male  
über alle Berge.  
Wo war Stillfried?  
Herr Siegfried Aman mußte es nicht. Frau Lucie  
Aman wußte es auch nicht. Und der Kandidat Reinhold  
Knecht wußte es erst recht nicht.  
„Wohu haben wir Sie denn überhaupt“, herrschte Herr  
Siegfried Aman den Kandidaten an, „wenn nicht dazu,  
daß Sie wenigstens aufpassen, was mein Sohn treibt?“

„Ihr Herr Sohn ist kein Kind mehr“, entgegnete  
Reinhold Knecht voll Würde, „und ich, Herr Aman,  
bin kein Mann, den anzusehen Sie auch nur das min-  
deste Recht haben.“ Das möchte ich hiermit ergeben be-  
merkt haben. Ich bitte.“  
Dieser Ton war Herrn Siegfried Aman völlig neu.  
Er redete sich und sah den Kandidaten durchdringend an.  
Und mit einem Male ging ihm die Tatsache auf, wie  
breit und die dieses ehemals so schwächliche Aussehungs-  
zeichen geworden war, ein wahrer Riesenkuß, den nur  
von der Stelle zu rühren mit erheblichen Schwierigkeiten  
verbunden war.  
In Herrn Siegfried Aman stieg die Mut hoch. „Ich  
entlasse Sie!“ hörte er, „auf der Stelle!“  
Der Kandidat verbeugte sich lächelnd. „Verzeihung“,  
jagte er, „ich bin es, der um seine Entlassung bitte!“  
„Sie?“  
„Ja, ich.“  
„Was wollen Sie denn tun?“  
„Veriraten.“  
Herr Siegfried Aman war verple. Er riß Mund und  
Ohren auf. „Veriraten? Wen denn?“  
„Ihre Frau Schwester.“  
„Wer?“  
„Frau geborene Ottlie Aman, geschiedene Weisheit,  
wieder verheiratete Kranz und nun verwitwete Aman-  
Kranz.“  
Der Kandidat machte eine Geste nach der Tür hin,  
in deren Rahmen eben Lante Ottlie erschien. Sein Bild  
hat um gütige Vermittlung. Und Lante Ottlie, die die  
Situation schnell begriffen hatte, zögerte keinen Augen-  
blick, einzutreten.  
„Ja“, befähigte sie, indem sie sich in den Arm des  
jetzen Kandidaten wie ein Bündel schuldigen Kleides  
einhängte, „ich und Reinhold, — wir haben und ver-  
lobt. In sechs Wochen ist Hochzeit... Ich bin aber  
glücklich, Siegfried!“

(Fortsetzung folgt.)